

genommen auf die ›mores‹, einen der beiden Hauptteile dieser Biographie (vita et mores) aus der Feder seines Schülers und Freundes Possidius. Erzählt wird von privaten Aspekten des Lebens Augustins, so von seinen Kleidungs- und Eßgewohnheiten. Augustin speiste einfach, »semper autem vinum habebat«. Das Tischgerät war bescheiden, aber auf eines legte er Wert: Der Löffel sollte aus Silber sein. Bei Tisch wurde vorgelesen und disputiert, Klatsch über Abwesende aber duldete er nicht. »Seinen Mitbischöfen, die sich einmal darüber hinwegsetzten, sagt er, jetzt müsse entweder die Inschrift des Tisches getilgt werden [...] oder er selbst müsse gehen« (S. 229f.). Die Inschrift lautete: »Wer das Leben der Abwesenden gern schlechtmacht, wisse, daß dann auch sein eigenes Leben dieses Tisches nicht würdig ist« (S. 230). Augustin hatte keine Schlüssel, hatte keine Lust zu bauen, gab keine Empfehlungsschreiben... Alle diese Äußerlichkeiten vermitteln den Eindruck eines gesammelten Lebens, einer »Konzentration auf den Kern der Existenz« (S. 230). Vielleicht läßt sich so auch – durch Ausgrenzen bestimmter Dinge – sein enormes schriftstellerisches Werk erklären. – Das ist Darstellen nach antikem Grundsatz: »Die Gesamtanschauung kommt zustande durch ein Umschreiten der äußeren Bereiche« (Zitat W. Steidle, S. 230).

Wäre die Augustin-Vita, ein großartiges, realitätsnahes Werk innerhalb der afrikanischen Biographien, nicht auch ein Text, den man mit Gewinn in der Schule lesen könnte?

Die vorliegende historische und in grundrißartiger Form systematische Darstellung zur Literaturgeschichte des lateinischen Mittelalters in ihrer gelungenen Verbindung von Fachkompetenz und Lesbarkeit ist ein beispielhaftes Werk, auf dessen Fortsetzung man sich freuen darf. Zu wünschen wäre nur ein ›leserfreundlicherer‹ Preis.

*Theodor Klüppel*

WALAHFRID STRABO: Visio Wettini – Die Vision Wettis. Lateinisch-Deutsch. Übersetzung, Einführung und Erläuterung von (Hg.) HERMANN KNITTEL. Sigmaringen: Thorbecke 1986. 120 S. mit 8 Abb. Ln. DM 39,50.

Einen Vorklang auf das berühmte Gedicht Dantes, ja sogar die »Erste Göttliche Komödie« hat man es genannt, das große Erstlingswerk Walahfrids. Der kaum achtzehnjährige Reichenauer Mönch hatte sich eine anspruchsvolle Aufgabe gestellt. Es ging um die kunstvolle Übertragung eines Prosastücks in Verse, um die Umsetzung der von Heito niedergeschriebenen zwei Visionen, die der Leiter der Reichenauer Klosterschule, Wetti, im Jahr 824 kurz vor seinem Tod erlebt hatte. Das erste Traumgesicht kündigt Wetti den nahen Tod an. Er sucht daraufhin in Bußsalmen und in der Lektüre aus Gregors Dialogi Trost und Beruhigung. In der folgenden Vision sieht sich Wetti dann von einem Engel durchs Jenseits geführt. Er erfährt vom leidvollen Schicksal verstorbener Zeitgenossen, neben Größen des Klosters auch weltliche Herrscher unter ihnen, etwa Karl der Große oder mächtige Grafen, die der Versuchung zum Machtmißbrauch erlegen waren und nun ihre unrechtmäßig erworbenen Schätze in der Hölle wieder abholen müssen (»Hierher müssen sie kommen und sehn, daß durch Raub sie dies alles sammelten und die Schwächeren fraßen mit gierigem Maule«, V. 484f.). Er erhält jedoch ebenso einen trostvollen Blick auf das himmlische Jerusalem und die dort fürsprechenden Heiligen. Sie sind es, und unter ihnen vor allem Reichenaus Klosterpatronin Maria, die für ihn einstehen vor Gott. Sein Heil finde er, wird ihm bedeutet, wenn er seine Sünden bekenne und seine Mitbrüder eindringlich zu einem wahrhaft mönchischen Leben ermahne. Nach diesem Erlebnis offenbart sich Wetti dem Abt Heito und wenigen anderen Mönchen; in der Nacht darauf stirbt er.

Walahfrid wagt sich an die Gestaltung dieses Stoffes heran »auf Drängen«, wie es im Widmungsbrief an Grimald heißt. Hier findet sich auch ein weiterer bekannter Topos: Er weist als Begründung für sein Vorhaben auf Zweifler hin, die das alles für leere Traumgebilde (vana somnia) halten. »Träume sind Schäume«, wie die einen sagen, oder aber »Träume sind zum Aufwachen da«, wie E. Drewermann heute sagt, zum Hören, zum Ernstnehmen; die kontroversen Einstellungen dazu sind seit Walahfrid kaum verändert.

Daß es hier »Träume zum Aufwachen« sind, will Walahfrid mit seinem Werk ganz sicher unterstreichen. Er schreibt deutlich in dieser belehrenden Absicht. Er will mit der Weitergabe der Traumgesichte, ganz in der Tradition Gregors des Großen oder Bedas, aufrütteln und zu einer christlichen Lebensführung mahnen. Sein Gedicht richtet sich einerseits an die weltlichen Machthaber, klagt ungerechte Amtsführung, Bestechlichkeit und Prachtentfaltung an. Es richtet sich andererseits an die Mönche und Geistlichen, warnt vor Verweltlichung und Habgier, erinnert an die eigentliche Aufgabe der Mönche und fordert moralische Konsequenz in ihrem Leben. Mit allem theologischen Wissen, das ihm zur Verfügung steht, und mit seinem ganzen dichterischen Können, geschult an antiken und christlichen Vorbildern, gestaltet Walahfrid so ein

Werk von 945 Hexametern, das Predigt, zeitkritischer Beitrag aus klösterlicher Sicht, Darstellung der Reichenauer Frühgeschichte und persönliches Bekenntnis zur mönchischen Lebensform in einem ist, ein Werk, dem unumstritten Meisterschaft zugesprochen wird.

Hermann Knittel, Altphilologe in Konstanz, hat mit dem vorliegenden Buch dieses Werk Walahfrids zum ersten Mal vollständig ins Deutsche übertragen, dem Versmaß des Originals entsprechend in Hexametern. Die gelungene Übertragung – z. T. kongenial: vgl. z. B. die Akrosticha V. 394–399, 400–427, 446–461 – ist der Hauptgewinn des Buches für den Leser, dem hiermit das Jugendwerk Walahfrids und damit auch ein Stück Welt des frühmittelalterlichen Mönchtums erschlossen wird. Zum Verständnis des Werks trägt eine ausführliche Einleitung bei, die der zweisprachigen Ausgabe – der lateinische Text im Wesentlichen nach der Edition E. Dümmlers (1884) mit den von D. A. Traill (1974) vorgeschlagenen Abweichungen – vorangestellt ist. Sie informiert gut und in einem Guß über Inhalt, Aufbau, Form, historischen Hintergrund und literaturgeschichtliche Zusammenhänge (S. 7–39). Für den Leser und Benützer angenehmer und übersichtlicher wäre evtl. das Einfügen von Zwischenüberschriften gewesen. Besonders hervorzuheben ist das Eingehen auf Walahfrids Neigung zur Zahlenallegorese. Der Zahl und der Zahlensymbolik wurde in der christlichen Tradition schon von Anfang an große Bedeutung zugemessen. Die allegorische Deutung der Zahlen gehörte zur Exegese der Sprache Gottes, die in Schöpfung, Geschichte und in der Schrift zu vernehmen ist. Dieser Hintergrund gilt auch für Walahfrids Werk und dessen Aufbau, selbst wenn er oft erst gesucht und erschlossen werden muß. Unter diesem Aspekt ist auch das von Hermann dem Lahmen auf der Grundlage der Darstellung Walahfrids errechnete Gründungsjahr des Klosters (724) neu zu bedenken (100 Jahre, eine vollkommene Zahl, ergeben die Sedenzzeiten der Äbte von Pirmin bis Heito. Mit Erlebold, dem amtierenden Abt, wird somit ein neues Saeculum des Klosters eingeleitet. Die Ankündigung beginnt: *Musa soror, maiora refer* – Muse, Schwester, sing Höheres nun (V. 104), deutlich an Verse Vergils aus der als *Interpretatio novi saeculi* bekannten 4. Ekloge anklingend. Die *Visio Wettis* wird als erstes bedeutendes Ereignis dieses Zeitalters dargestellt). Für Walahfrids Darstellung der Reichenauer Anfänge war sicher wichtiger als die »kritische Sichtung von Fakten« die »Sinndeutung und Suche nach geheimnisvollen Spuren göttlicher Ordnung in der Geschichte« (S. 19). Weiterhin betont Knittel mit Recht immer wieder, wie eigenständig Walahfrid gegenüber seiner Vorlage darstellt. Vielleicht wäre in diesem Zusammenhang ein Abdruck des Prosatextes von Heito zum Vergleich und zum besseren Mitvollzug der Würdigung dienlich gewesen.

Acht Bildtafeln (ein Autograph Walahfrids aus der St. Galler Handschrift 878, Motive zu Inhalt und Hintergrund der *Visio*, der Textanfang des Gedichtes im St. Galler Kodex 869) ergänzen und erläutern auf ihre Weise die Thematik; ein Anmerkungsteil sowie ein Orts- und Namensregister schließen den Band ab (S. 93–120).

Walahfrids *Visio Wettini* ist ein weiter wachsender Leserkreis zu wünschen: Das Buch, das die Reihe der Reichenau-Bücherei im Thorbecke-Verlag fortsetzt, stellt nicht nur für die Freunde der Reichenau eine Bereicherung dar.

*Theodor Klüppel*

MARGOT SCHMIDT – DIETER R. BAUER (Hg.): »Eine Höhe, über die nichts geht«. Spezielle Glaubenserfahrung in der Frauenmystik? (Mystik in Geschichte und Gegenwart, Abt. I, Bd. 4) Stuttgart-Bad Cannstatt: fromann-holzboog 1986. VIII u. 248 S. Ln. DM 48,-.

Sympathischerweise waren am Zustandekommen des vorliegenden Bandes – er stellt im Untertitel provokativ die Frage: »Spezielle Glaubenserfahrung in der Frauenmystik?« – auch wissenschaftlich kompetente Männer beteiligt und kamen außer einigen Textzeugen geistlicher Erfahrung von Frauen auch solche Bernhards von Clairvaux († 1153) und Meister Eckharts († 1328) zur Sprache. Bernhard von Clairvaux, der insbesondere mit seinen Ansprachen zum Hohen Lied zweifellos die gemeinsame sprachliche und affektive Grundlage der mittelalterlichen Frauenmystik – und nicht nur dieser – abgibt, und Meister Eckhart, der wohl in der Folge seiner *cura monialium*, der von ihm geübten Frauenseelsorge also, des öfteren damals neuartige und kühne Themen der zeitgenössischen Frauenmystik in seinen Predigten zur Sprache brachte. Eigentlich frauenspezifische Glaubens- und Gotteserfahrung wurde am Beispiel von Hildegard von Bingen († 1179), Mechthild von Magdeburg († um 1282), Caterina von Siena († 1380) und Juliane von Norwich († nach 1413) dargestellt, wobei versucht wurde, weibliche Züge in der jeweiligen Erlebnis- und Schreibweise ausfindig zu machen und zu charakterisieren. Zudem ergab sich Gelegenheit, einige auf der Geschlechterdifferenz weiblich-männlich beruhende Vorstellungen und Redeweisen der